

Untertürkheimer Chronik

1919

Untertürkheimer Kirchengzettel.

Sonntag Hauptgottesdienst sommers $\frac{1}{2}$ 10 Uhr, winters $\frac{3}{4}$ 10 Uhr; an ihn angeschlossen Kindergottesdienst $\frac{3}{4}$ 11 resp. 11 Uhr. 1 Uhr Christenlehre (2 Jahrgänge Söhne und Töchter, sodaß jedes alle 4 Wochen drankommt, die Konfirmanden alle 14 Tage). Winters 5 Uhr, sommers 8 Uhr alle 14 Tage Abendpredigt. - An Ostern und Himmelfahrt und an ein paar Sommer-Sonntagen morgens 8 Uhr Frühgottesdienst auf dem Friedhof, bei dem der Posaunenchor die Musikbegleitung übernimmt. - Im Winter ist im Konfirmandensaal am Montag abend $\frac{1}{8}$ 8 Uhr Bibelbesprechungsstunde und während der kalten Zeit wird auch die Bibelstunde als Wochen-gottesdienst Donnerstag abend $\frac{1}{8}$ 8 Uhr dort gehalten.



Untertürkheimer Chronik 1919

Untertürkheimer Kirchengzettel.

Sonntag Hauptgottesdienst sommers $\frac{1}{2}$ 10 Uhr, winters $\frac{3}{4}$ 10 Uhr; an ihn angeschlossen Kindergottesdienst $\frac{3}{4}$ 11 resp. 11 Uhr. 1 Uhr Christenlehre (2 Jahrgänge Söhne und Töchter, sodaß jedes alle 4 Wochen drankommt, die Konfirmanden alle 14 Tage). Winters 5 Uhr, sommers 8 Uhr alle 14 Tage Abendpredigt. - An Ostern und Himmelfahrt und an ein paar Sommer-Sonntagen morgens 8 Uhr Frühgottesdienst auf dem Friedhof, bei dem der Posaunenchor die Musikbegleitung übernimmt. - Im Winter ist im Konfirmandensaal am Montag abend $\frac{1}{8}$ 8 Uhr Bibelbesprechungsstunde und während der kalten Zeit wird auch die Bibelstunde als Wochen-gottesdienst Donnerstag abend $\frac{1}{8}$ 8 Uhr dort gehalten.

Deutschland, Deutschland voller Wunden, mit dem Antlitz gramenstellt,
Du bist unser Liebstes, Nächstes, unser Höchstes, in der Welt!

Land im Innern tief zerrissen, Land, von Feinden ganz umstellt,
Deutsches Land! Du, das wir ehren über alles in der Welt!

Dir getreu, sind Deine Söhne hingesunken in dem Streit;
Heb Dein Haupt! sieh, Dich umstrahlet ihres Ruhmes Herrlichkeit!

„Deutschland lebe, ob wir sterben!“ war ihr stolzes Wort im Tod:
„Ob wir leiden, Deutschland lebe!“ sprechen wir in Schmach und Not.

Alle Arbeit, alles Leiden sei in Deinen Dienst gestellt!
Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt! L. v. St.

Wie muten uns doch diese Worte ganz fremd, fast seltsam an. Man muß sich ganz besinnen, daß es noch gar nicht so lange her ist, daß man in aller Not des Krieges doch mit Begeisterung gesungen hat: Deutschland, Deutschland über alles! Und es war nicht bloßer „Hurratriotismus“, sondern die Zahl derer ist recht groß gewesen im deutschen Volk, die mit Freuden jedes Opfer gebracht haben fürs Vaterland, und die auch bei dem Opfer, das ihnen bitteres Neid brachte, wenn sie die Liebsten fallen sahen, sich damit getröstet und aufgerichtet haben, daß sie fürs Vaterland ihr Leben zum Opfer gebracht haben. Denn mit Stolz haben wir auf unser Volk und Vaterland gesehen, das uns vorkam wie ein Löwe, der von einer Meute von Hunden umstellt und wütend angegriffen wird. Wohl ist er verwundet und schwer bedrängt, aber mutig wehrt er sich und trifft mit der mächtigen Pranke bald den einen, bald den andern, daß er heulend davon geht oder tot niederstürzt, jetzt aber ist uns aller Stolz gänzlich vernichtet, hat doch unsere Regierung es dem Entente-Klüngel schriftlich gegeben, daß wir an allem schuld seien. Nun können sie sich auf unser eigenes Zeugnis berufen, wenn sie uns als den Auswurf der Menschheit, als die Verbrechernational hinstellen, die man gar nicht genug „strafen“ kann. Sie, die Frommen, Gerechten, Tugendhaften, Edlen, die Beschützer der kleinen Völker und Retter der Menschheit, sind ja dazu berufen, Gericht zu halten, zu belohnen und zu strafen als die gerechten Richter der Welt. Und Deutschland hat wiederum sich verpflichtet, diesem gerechten Gericht, Kaiser und Fürsten und Feldherrn, wen sie nur wollen, auszuliefern. Männer, die man noch vor kurzem verehrt hat und als Retter des Vaterlandes nicht genug hat rühmen und preisen können. Männer, die so und so oft ihr Geben gewagt haben fürs Vaterland, die ihre ganze Kraft eingesetzt haben, um das Vaterland zu retten von der Uebermacht seiner Feinde, sollen jetzt vor ein Gericht gestellt werden, in dem die Ankläger zugleich die Richter sind; das was bisher als die größte Schmach und Schande für ein Volk galt, die Auslieferung seiner Häupter und Führer an die Willkür der Feinde, das muß Deutschland, das stolze Deutschland, tun. Nun kann man ja wohl sagen, wir seien unser einem furchtbaren Zwang gestanden, und die Gehenden haben den Mut nicht gehabt, durch Verweigerung der Unterschrift unendlichen Jammer über Volk und Land zu bringen. Gewiß ist es etwas anderes, ob ich für meine Person erkläre: Lieber will ich alles erdulden, Mißhandlung und Tod, als eine

Lüge unterschreiben und zu einer gemeinen und schimpflichen Handlung meine Zustimmung geben; oder ob ich durch meine Weigerung über andere Elend und Verderben bringe. Es mußte einem ja grausen, wenn man sich ausmalte, wie die Franzosen ihre Senegalneger und andere Kulturträger der „grande nation“ auf uns loslassen und unser unglückliches Land nach dem Krieg alle Greuel und Leiden des Kriegs fühlen lassen würden. Von einem Volk, für das Recht, und vollends Erbarmen, eitle Worte sind und nur eines gilt, Rachsucht, mußte man das Schlimmste erwarten. Und so mögen wir alle mit Recht im Zweifel sein, ob wir den Mut gehabt hätten, es anders zu machen, als es unsere Regierenden gemacht haben. Aber – von dem Hauptmacher, dem jetzigen Finanzminister Erzberger, erzählt man, daß er nach Unterzeichnung des Friedensvertrags Champagner getrunken und in das Gästebuch geschrieben habe: Erst mach dein Sach, dann trink und lach! Der Erzähler ist nicht Lügen gestraft worden. Aber wenn auch, so wäre die Geschichte doch charakteristisch für einen großen Teil des deutschen Volkes. Die Schmach, die unsere Feinde uns angetan haben, fällt ja am Ende auf sie zurück, wenn wir solche Schmach nicht verdient haben. Aber das ist das Furchtbare, daß man den Eindruck hat, als empfinde die Mehrzahl unseres Volkes diese Schmach gar nicht, sondern kümmere sich nur noch um Essen und Trinken und Wohlleben und – Gelderwerb! Das ist das Furchtbare, daß unserem Volk überhaupt aller Stolz und alle Würde und Selbstachtung abhanden gekommen ist. Man lebt in den Tag hinein, gierig auf den augenblicklichen Genuß und Vorteil bedacht. Man las neulich von 1½ Milliarden, die für eingeführte Zigaretten ausgegeben worden seien. Man hat ja Geld im Ueberfluß und wer kümmert sich um Nutzen und Schaden des Vaterlandes, wenn nur das eigene Gelüsten befriedigt wird. Wenn die angekündigte Ueberflutung mit amerikanischem und anderem Alkohol eintritt, so wird das deutsche Volk ebenso gierig diese Wohltat der Entente entgegennehmen und sich beweisen, als das Volk, das nichts gelernt hat, nachdem seine Trunksucht so wesentlich zu seiner Niederlage beigetragen hat. Noch unheimlicher als die Bereitwilligkeit, sich von den Feinden auswuchern zu lassen, ist die Bereitwilligkeit, ihnen Ländereien und Industrie-Werke aller Art zu verkaufen und sie damit vollends buchstäblich zu Herren unseres Landes zu machen, weil es nicht genug ist, daß sie die Herren sind, die unserem Volk und Staat im schnödesten Sklavenaufsehertont Befehle und Ruffel erteilen nach Belieben. Aber wenn Profit herausieht, wenn dem einzig wahren Gott Mammon damit gedient wird, dann hört jede andere Rücksicht auf Ehre und Würde und auf das Wohl von Volk und Vaterland auf. Wahrlich, nicht den äußeren, sondern den inneren Feind haben wir zu fürchten. Wo handelt einer noch nach seinem Gewissen, wo fragt einer noch nach Gott?

Gegen den Jammer und die Schande unseres Volkes sticht man sich vor allem dadurch vollends ganz unempfindlich zu machen, daß man die Schuld auf die andern schiebt. Wohl für die Mehrzahl ist's ein unumstößlicher Glaubenssatz, daß das alte militärisch-bürokratische Regiment an allem schuld sei. Die alten Machthaber haben den Krieg gewollt und angefangen und solange als möglich fortgesetzt; und dementsprechend hört man die grantigsten, blutdürstigsten Verwünschungen gegen sie aussprechen. Wie weit der Haß und blinde Parteifanatismus geht, zeigt der

bayrische Machthaber der Revolution, der die Dokumente über den Kriegsausbruch so veröffentlichte, daß die Schuld Deutschlands möglichst groß erschien. Als der, auf den sich aller Haß und alle Verwünschungen wie auf einen Brennpunkt vereinigen, erscheint der entthronte Kaiser Wilhelm II. Ich bin der oft so lärmend zur Schau getragenen Kaiserbegeisterung immer ziemlich kühl gegenübergestanden, weil ich des Kaisers Fehler und Schwächen deutlich erkannte und fürchtete, er könnte dadurch förmlich eine Gefahr für Deutschland werden, jetzt aber sehe ich mich genötigt, als sein Verteidiger aufzutreten um der Wahrheit und Gerechtigkeit willen. Denn zweierlei scheint mir festzustehen: einmal seine Friedensliebe, die er während seiner ganzen Regierungszeit so entschieden an den Tag gelegt hat, daß er oft genug von denen darob angegriffen worden ist, bei denen es heißt: Und der König absolut, wenn er unsern Willen tut. Ohne diese Friedensliebe hätte uns die Marokkofrage sicher schon den „populären“ Krieg gegen England gebracht, während sie ihm, so bei den Franzosen, den höhennenden Beinamen des Furchtsamen eingetragen hat. Das andere, was mir unbestreitbar erscheint, ist seine aufrichtige Gottesfurcht. Man mag an seinem Christentum allerhand auszusetzen haben; aber das kann meines Erachtens niemand bestreiten, daß er gewissenhaft handeln und nichts anderes tun wollte, als was er für Gottes Willen ansah und wovon er glaubte, daß es dem Deutschen Reich zum Teil diene. Daß er sich dabei in der inneren wie in der äußeren Politik vielfach geirrt und oft gerade das Gegenteil von dem erreicht hat, was er beabsichtigte, soll nicht bestritten werden. Aber von einer strafbaren Schuld kann man doch nur bei dem reden, der wider besseres Wissen und Gewissen handelt. Und ich meine, wer sich hineinversetzen will, was für eine furchtbare Last der Verantwortung während des Kriegs auf diesem Manne lag und was er im letzten Jahr durchgemacht hat, da er, von der Höhe des mächtigsten Fürsten herabgestürzt, zum angeklagten Verbrecher gestempelt wurde, dem sollte, auch wenn er sein grimmigster Gegner ist, das Mitleid, das ein Christ auch dem Feinde nicht versagen soll, nicht allzuschwer fallen.

Ist der Kaiser nicht schuld, mag es heißen, so doch gewiß die, die hinter ihm standen, die Alldutschen, die Vaterlandsparteiler! Daß es unser ihnen Leute gibt, die vom Vaterland redeten und ihren Geldsack meinten, daß von jeher mit dem Wort „national“ der schnödeste Mißbrauch getrieben worden ist, das unterliegt keinem Zweifel. Es wird allezeit Leute geben, die die „nationale Ehre“ dann gefährdet glauben, wenn ihr Vorteil gefährdet ist und die das für „nationale Pflicht“ erklären, was ihnen Gewinn bringt. Aber ist das in irgend einer Partei anders? Wie viele dagegen haben während des Krieges mit der Tat bewiesen, daß sie für das Vaterland Opfer zu bringen bereit sind, wie viele sind Vaterlandsparteiler geworden in aufrichtiger Sorge für das Vaterland; sind doch die Fälle gar nicht feiten, da einer an gebrochenem Herzen gestorben ist oder in Verzweiflung sich das Leben genommen hat, als all die Hoffnungen, die man gehegt, zusammenbrachen und das Vaterland, das ihnen wirklich „über alles“ ging, zu Grunde gerichtet war. Gewiß haben die Alldutschen nicht wenig zum Ausbruch des Weltkrieges beigetragen; aber es hat keine Berechtigung, ihnen das als Schuld und Verbrechen anzurechnen, solange man ihnen nicht widerlegen

kann, daß es ihnen aufrichtig um die Größe, Macht und Wohlfahrt des Vaterlandes und der deutschen Nation zu tun war. Und die Vaterlandspartei mag dazu beigetragen haben, daß der Krieg verlängert wurde und dann schließlich diesen Ausgang nahm; aber es ist bis auf den heutigen Tag noch nicht bewiesen, daß wir einen Frieden ohne Rückgabe von Elsaß-Lothringen und wohl auch Verlust unserer Kolonien hätten haben können; und wer will uns eine Schuld daraus machen, wenn wir nach all den Siegen unserer Heere an einen solchen Frieden nicht denken mochten! Sichte schrieb vor 100 Jahren: „Besiegt sind wir, ob wir nun zugleich auch verachtet und mit Recht verachtet sein wollen, ob wir zu allem andern Verlust auch die Ehre verlieren wollen, das wird noch immer von uns abhängen. Der Kampf mit den Waffen ist beschlossen, es erhebt sich, lo wir es wollen, der neue Kampf der Grundsätze, der Sitten, des Charakters. Tief verächtlich machen wir uns dem Ausland, wenn wir einer den andern, deutsche Stämme, Stände, Personen über unser gemeinschaftliches Schicksal anklagen und einander gegenseitige bittere und leidenschaftliche Vorwürfe machen. Die Schuld und Unschuld aller ist wohl gleich groß. Es ist eine Schmach, die wir mit keinem der europäischen Völker teilen, daß wir, sobald Fremde Waffen über uns geboten, uns in Schmähungen ergossen über unsere Regierungen und Gwalthaber, denen wir vorher auf eine geschmacklose Weise geschmeichelt hatten, und über alles Vaterländische.“ Auch die Kirche wird als mitschuldig bezeichnet; die „Kirche“ werden in diesem Fall wirklich die Pfarrer sein. Nun haben gewiß vielleicht die Mehrzahl sich viel zu sehr als Beamte des Staates gefühlt oder doch behandeln lassen und ihre Stellung nicht über den Parteien genommen. Was aber den Krieg betrifft, so haben wir ihn von Anfang an mit dem ganzen deutschen Volk, abgesehen von einigen Unabhängigen, als einen Verteidigungskrieg angesehen, was er auch war; und so sehr ich mich freute bei dem Gedanken, daß bei den Vlamen das Deutschtum wieder zur Geltung und Mächt gelangen könnte, so entschieden bin ich gegen alle Annexion gewesen. Und wenn ich von Anfang an die Hoffnung ausgesprochene habe, daß durch diesen Krieg die russischen Randvölker von Finnland bis zur Ukraine von dem Tyrannenjoch des russischen Zarismus befreit werden, so geschah es ohne einen Gedanken an eine gewaltsame Angliederung irgend eines dieser Völker an Deutschland. Wenn ich an Handgewinn dachte, so war es in Mittelfrika. Aber das, um was wir kämpften und den Krieg fortsetzten, war für mich die Unversehrtheit Deutschlands, nicht irgend welcher Gewinn. Und wie mir, wird es auch andern gegangen sein, daß wir einen Verständigungsfrieden mit Freuden begrüßt hätten, aber allerdings einen Frieden um jeden Preis nicht wollten, Wie man uns Pfarrer einen Vorwurf daraus mähen will, daß wir für die Kriegsleihe nicht bloß selbst zeichneten, sondern auch eintraten bei den Gemeindegliedern, ist mir nicht klar. Denn Deutschland die Fortsetzung des Krieges unmöglich mähen, hieß auf einen Frieden um jeden Preis, wie wir ihn jetzt haben, hinarbeiten.

Und nun kommt die andere Seite zum Wort und mäht den Parteien, die jetzt die Leitung der Gesckicke Deutschlands in den Händen haben, den Vorwurf, daß sie an diesem Frieden schuld seien, die Revolution habe Deutschland zu Grunde gerichtet. Nachdem einmal die „innere

front“ zerbrochen war, sei der Zusammenbruch der äußeren front unabwendbar gewesen. Nun wird man darüber kaum streiten, daß die Revolution in dem für Deutschland gefährlichsten Augenblick gekommen ist, und daß sie zu der zum Teil entsetzlichen Auslösung des deutschen Heeres wesentlich beigetragen hat. Die völlige Auflösung aller Zucht und Ordnung bei einzelnen Heeresteilen, namentlich im Osten, muß derart gewesen sein, daß solche, die dabei waren, erklärten, Schrecklicheres hätten sie während des ganzen Krieges nicht erlebt. Aber wenn man der Revolution Schuld gibt am Zusammenbruch, so muß man doch vor allem fragen: Wer ist schuld an der Revolution? Und da genügt es nicht auf die systematische Verhetzung und auf den schlimmen Geist hinzuweisen, der von daheim ins Heer eindrang; denn dem hebt gegenüber die systematische Irreführung des Volkes und der schlimme Geist, der so vielfach gerade unser dem Offizierskorps herrschte, das Kameradschaftlichkeit und Gerechtigkeit off nur allzusehr verrissene ließ. Lind dazu kommt der starre Konservatismus namentlich Preußens, das sich nicht entschließen konnte, nur auch sein „elendestes aller Wahlrechte“ abzuschaffen. Es mag noch so viel Schuld und noch so viel Unrecht und noch so viel, das uns nicht gefällt, bei der Revolution mitunterlaufen und es mögen noch so viele uns den Eindruck machen, daß sie sich nur von krassestem Egoismus leiten lassen, deshalb kann doch nicht bestritten werden, daß es sich um hohe, im Grund christliche Ideale handelt, und daß viele wirklich von diesen Idealen geleitet werden. Ist es doch unzweifelhafte Tatsache, daß sich gerade auch unser den Spartakisten und Kommunisten reine Idealisten befinden, die überzeugt sind, daß sie für das Wohl der Menschheit kämpfen. Und wenn es der Revolution gelänge, die Macht des Kapitalismus, der im letzten Grund die Schuld am Krieg trägt, zu brechen und eine Wirtschaftsordnung, die auf der Sorge für das allgemeine Beste aufgebaut wäre, zur Herrschaft zu bringen, so hätte sie dem Reiche Gottes und eben damit der ganzen Menschheit den allergrößten Dienst getan. Freilich will es manchmal scheinen, als wären wir davon weiter als je entfernt, aber wir werden uns diesem Ziele in dem Maße nähern, als wir lernen, die Schuld nicht bei andern suchen, sondern vor allem uns selbst prüfen und gewissenhaft in unserem Teil unsere Pflicht tun. Es ist der das Volksleben zerschlingende und zerstörende Krebschaden alles Parteilebens, daß man grundsätzlich die Schuld bei den andern Parteien sucht und sie ins Unrecht zu fetzen sich bemüht, indem man alles, was dort Schlimmes gemacht wird, alles, was irgend ein Parteiglied sich zu schulden kommen läßt, hervorzieht und der ganzen Partei in die Schuhe schiebt, um sie eben möglichst schlecht zu machen. Parteien werden ja immer sein, aber wenn sie wirklich das Wohl des Vaterlandes suchen, dann müssen sie miteinander wetteifern, wer ihm am besten dienen und das meiste nützen, nicht, wer den andern am schlechtesten machen kann.

Was aber die ganze Schuldfrage betrifft, so möge einer unserer besten deutschen Politiker, Delbrück, der von Amtswegen die Schuldfrage zu untersuchen gehabt hat, noch zum Wort kommen. Er weist darauf hin, daß ein deutscher Gelehrter schon im Jahre 1867 von Bismarck geschrieben hat, er gründe jetzt ein großes deutsches Nationalreich, aber dieses Reich werde so mächtig sein, daß es allen seinen Nachbarn

unerträglich erscheinen werde, und sie werden eines Tages alle darüber herfallen, um es zu zerstören. „Trotz aller seiner Fehler,“ heißt es weiter, „hat Kaiser Wilhelm mit seiner Friedensliebe uns so lange vor der Katastrophe bewahrt. Wir sind nicht an unsern Fehlern, wir sind nicht an einer falschen Leitung unserer Politik, wir sind daran zu Grunde gegangen, daß es ein durchsetzbares Ziel, eine heilsame Richtung für unsere Politik überhaupt nicht gab. Alles bei uns war gesund, (?) kräftig, aufstrebend. Die Fehler, die gemacht wurden, die Schwächen, die Uebel, die wir empfanden, die Sünden, die begangen wurden, und die auch an dieser Stelle nie verschwiegen oder beschönigt worden sind (namentlich in der Polenpolitik), waren solche, wie sie allen Menschen und allem Menschlichen anhaften. Monarchie und Demokratie, Autorität und Freiheit waren bei uns ausgeglichen zu einer Harmonie, wie sie kaum je einem Volk in der Weltgeschichte beschieden gewesen ist. Nicht weil wir innerlich morsch und faul waren, sind wir zu Grunde gegangen, sondern weil wir zu stark und mutig waren, deshalb haben sich alle andern gegen uns vereinigt, und es ist ihrer Uebermacht gelungen, uns niederzuwerfen und uns zu zerreißen.“ An diesen Ausführungen eines konservativen preußischen Gelehrten mag einem demokratischen oder gar sozialdemokratischen Süddeutschen manches zweifelhaft erscheinen; aber das scheint mir unzweifelhaft, daß der Weltkrieg unvermeidlich gewesen ist, weil wir da waren. Unsere bloße Existenz war den andern ein Dorn im Auge. Im Frühjahr 1914 hat ein russischer Staatsrat in einem Aufsatz auseinandergesetzt, daß der Krieg unvermeidlich sei, wenn Deutschland den Russen in der Meerengenfrage und auf dem Balkan nicht freie Bahn lasse. Delbrück sagt: „Unser Verhältnis zu Rußland war zerstört, seit wir uns nicht mehr bereit fanden, dem Zarismus Knechtschaftsdienste zu leisten.“ Von Rußland drohte Deutschland, vor allem auch seiner Freiheit, die größte Gefahr. Und nicht bloß aus Nibelungentreue sondern aus Selbsterhaltungstrieb sind wir an Oesterreichs Seite getreten. Frankreich düstete nach Rache und England fürchtete die wachsende deutsche Bändels- und Seemacht, und Nahen und Rumänien folgten den Großen, wie die Hyänen und Schakale an der Beute der Löwen und Tiger teilnehmen wollen. Es mußte also gehen und schuld ist im letzten Grunde die Macht und Größe des Deutschen Reiches. Nun ist seine Herrlichkeit dahin. Und statt daß wir uns gegenseitig beschuldigen und nach Franzosenart Sündenböcke suchen, denen wir die Schuld aufbürden können, wollen wir uns unser Gottes gewaltige Hand demütigen und uns im Sicht seines Wortes prüfen, wie weit wir selbst mitschuldig sind. Im übrigen aber wollen wir Gott bitten, daß er jenen Geist des Zusammenhalts, der Vaterlandsliebe und des Opfersinns wieder unter uns erwecke, der uns die Erinnerung an die erste Kriegszeit zu einer schönen und erhebenden macht.

Man muß sich immer wieder fragen: Wie kommt es doch, daß dieser Geilt des rücksichtslosesten brutalsten Egoismus über unser Volk gekommen ist? Es sind doch im Grund dieselben Leute, die vor 5 "Jahren bewiesen haben, daß sie fähig sind, für andere Großes zu leisten, für das Vaterland, das Gemeinwohl alle möglichen Opfer zu bringen Aber die meisten Menschen sind eben nicht selbständige Charaktere, die von Gott und dem eigenen Gewissen sich leiten lassen, sondern sie lassen sich mitreißen

von dem Strom der Zeit, lassen sich bestimmen von dem, was die andern tun, was im Geist der Zeit ist; und im Geist der Zeit ist, daß jeder das Seine sucht, und daß der für dumm gilt, der die Gelegenheit nicht benützt, sich jeden möglichen Vorteil und jede Annehmlichkeit zu verschaffen. Dieter Geist hat an Macht und Rücksichtslosigkeit gewonnen durch die Erfahrungen der letzten Jahre. Es hat ja bei uns wohl keiner hungern müssen, oder schon die Möglichkeit, daß es soweit kommen könnte, schon die Tatsache, daß man dort und dort sich bescheiden und auf gewohnte Bedürfnisse und Genüsse verzichten soll, hat bei vielen die ganze rücksichtslose Energie des Selbsterhaltungstriebes wachgerufen. Wie auf der andern Seite die vielerlei Gelegenheiten, die sich während des Krieges boten, mit wenig Mühe zu Geld und Reichtum zu gelangen, das in den meisten lebende oder schlummernde Verlangen zu wilder, alle Gewissensregung übertäubender Gier gesteigert haben. Und dazu kommt dann die rasende Vergnügungssucht, die tolle Tanzwut. Jahrelang war dem einen daheim das „Vergnügen“ verkümmert oder unmöglich gemacht und die andern haben ein Höhlenmenschenleben in Gefahr und Entbehrung führen müssen, und nun ist's, als müßte alles hereingeholt werden. Wir dürfen ja nur an die erste Untertürkheimer Kirbe nach dem Krieg denken, bei der es zuzuging, wie ich es in 12 Jahren nicht erlebt habe. Und das alles bei einem Volk, das der europäisch-amerikanische, vor allem der angelsächsische Kapitalismus, in die schimpflichsten Sklavenketten geschlagen hat, und das einem Winter entgeheht, der schlimmer zu werden droht, als der schlimmste Kriegswinter. Man sagt, wir haben eine soziale Republik oder sollen sie doch bekommen; aber von sozialer Gesinnung, d.h. von Gemeinsinn, da es heißt: alle für einen und einer für alle, ist weniger als je zu spüren. Vielmehr ist die alte Ungerechtigkeit geblieben und neue dazugekommen, und die Kluft zwischen den verschiedenen Ständen und Klaffen ist tiefer als je. Vor allem hat der Gegensatz von Stadt und Land eine ganz unerhörte Schärfe angenommen, weil eben jeder an sich denkt und nicht an das gemeine Wohl, weil keiner sich in den andern hineindenken mag, sondern jeder sieht nur, was der andere vor ihm voraus hat, und sucht den eigenen Vorteil auf Kosten der andern. Kein Wunder, daß eigentlich niemand zufrieden ist, auch die nicht, denen die Revolution eine ganz ungeheuere Verbesserung ihrer Tage gebracht hat. Aber es ist wohl kaum je deutlicher vor aller Welt bewiesen worden, daß nicht die materiellen Verhältnisse es sind, von denen Glück und Zufriedenheit abhängig ist, sondern der Geist, der in dem Menschen lebt. Wo der Geist lebendig ist, der nach einem ewigen Ziele strebt, nach dem Ziel göttlichen Friedens und sittlicher Vollkommenheit, da hat auch der Krieg und all das Schwere der letzten Jahre reichen Segen gebracht. Wir haben unendlich viel gelernt und sind reicher geworden an allerlei Erfahrungen und Kräften. Wo dieser Geist fehlt, da ist eitel Mißmut und Schimpfen, darum muß in dieser bösen betäubten Zeit noch viel mehr als sonst jedes Christen Bitte sein: Schenk uns den Geist der Liebe, der Kraft und der Zucht, den Geist der Gerechtigkeit und Wahrheit, schenk uns und unserem ganzen Volk den Geist Jesu Christi. Er allein kann uns herausführen aus all der Not und dem Elend, aus all der Schmach und Schande, aus all der Verwirrung und dem Verderben, in das wir geraten sind. Er kann und wird es tun, wenn sein Geist mächtig wird in unserem

Herzen und anstelle des brutalen Egoismus unserer Zeit keine Liebe uns regiert. Er allein kann unser Volk erneuern, daß es lernt, seinen Beruf erfüllen und seine Arbeit tun in Treue und Gewissenhaftigkeit als einen Gottesdienst, daß es lernt, sich Sünde fürchten und einsehen, daß Gerechtigkeit allein ein Volk erhöht. „Euer Geist,“ sagt Fichte, „soll sich den Feinden gegenüber erheben und aufrecht stehen. Euch ist das größere Geschick zuteil geworden, überhaupt das Reich des Geistes und der Vernunft zu begründen und die rohe körperliche Gewalt insgesamt als Beherrschendes der Welt zu vernichten.“ Unsere Feinde haben uns Gut und Ehre genommen, Gott helfe uns, daß wir sagen können: Laß fahren dahin, sie haben's kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben!

Aus der Franzosenzeit um die Wende des 18. Jahrhunderts.

Wenn von unseren Gefallenen und Verwundeten die Rede ist, kann man wohl hören: Und jetzt ist alles umsonst gewesen. Da ist es gut, wenn wir uns erzählen lassen, was unsere Vorfahren haben leiden müssen, als die Franzosen ins Land kamen, damit wir einsehen, wie viel wir unseren tapferen Beschützern zu danken haben, daß sie den Feind nicht hereinließen und so unsere schöne Heimat vor den Verwüstungen des Krieges bewahrten. Und trotz alles Zivilisationsgeschreis hätten die „weißen und farbigen“ Franzosen im Weltkrieg noch ganz anders bei uns gehaust als die Sansküllotten in den Revolutionskriegen um die Wende des 18. Jahrhunderts. Und doch war es gewiß eine greuliche Gesellschaft, die 1796 unser Moreau in Süddeutschland einfiel. Sie kamen schon daher wie eine Bande von Räubern und Vagabunden. Die wenigsten waren richtig uniformiert. Aus geraubtem Bettzeug hatten sie sich Hosen gemacht (Sansküllotten, Ohnehosen war ja der Spottname). Barfuß kamen viele daher, auf dem Kopf die langzipfelige rot und blaue Freiheitsmütze mit dreifarbigem Kokarde; andere hatten auch braune verwitterte Hüte auf, an denen ein Löffel oder eine kölnische Tonpfeife steckte. Wie die richtige Räuberbande fielen sie in den Dörfern ein und zehrten alles auf. Mit wilden Drohungen setzten sie den Leuten das Bajonett auf die Brust, um sie zu zwingen, daß sie gestehen, wo sie ihre Schätze begraben haben. Wenn dann der Haufe weiter zog, hatte der eine eine Gans, der andere eine Ente oder einen Hahn, wieder einer ein Stück grünes oder geräuchertes Fleisch am Bajonett stecken. Von Subordination wollten die Freiheitshelden nichts wissen. Als ein Oberst seine Leute am Plündern eines Laden hindern wollte, zog einer derselben den Säbel gegen ihn; als ein anderer hoher Offizier behaglich zum Fenster seines Quartiers heraussah, riefen ihm vorbeimarschierende Soldaten zu, ob er ein gutes Quartier habe. Und als er es bejahte, erschienen alsbald sechs von ihnen, setzten sich an seinen Tisch und ließen sich Speisen und Getränke, die für ihn ausgestellt waren, wohl schmecken. Kein Wunder, daß vor dieser zügellosen Bande alles floh. Als die Franzosen im Jahr 1801 wieder kamen, waren sie wohl äußerlich zivilisierter geworden und die militärische Subordination war in dem Heere Napoleons wiederhergestellt, aber die Lasten, die der Bevölkerung auferlegt wurden,

waren nicht wesentlich verringert. Endlos war die Quartierlast. In der Untertürkheimer Gemeindepflegerechnung werden 1800/01 die Gesamtkriegskosten mit 18 805 fl. aufgeführt und darunter 11 322 fl. Quartierkosten; dazu kommt Heu für die Franzosen 527 Ct. Die Gesamtausgabe der Gemeindepflege betrug 57 792 fl. Daß das die Leistungsfähigkeit der Bürger überstieg, läßt sich denken. So heißt es denn auch: Im Ausstand gelassen ohngeachtet alles angewandten Fleißes und aller Exekutionsmittel 12 505 fl. Dieser Ausstand hat nach dem Hungerjahr 1816/17 die Summe von 43 248 fl. erreicht! Die Herren Franzosen wollten gut leben. „Der französische Soldat liebt zwar nicht die vollen Schüsseln wie der Oesterreicher und Russe, aber er besteht durchaus auf Wein, Geflügel und Fleisch.“ Für einen gewöhnlichen Offizier mußte man 3–4 fl. Gulden täglich zahlen, die höheren Offiziere aber führten zum Teil ein derart üppiges Leben, daß ihre Tafel täglich auf 100 fl. zu stehen kam.



Im Hause Michael Scheefs im „Unterdorf“ lagen auch etwa 10 „fremde Völker“ im Quartier. Da hatten die Kinder keinen Platz mehr am Tisch; draußen in der Bütte auf

einem umgestürzten Feldzuber mußten sie ihr Mittagessen einnehmen; aber durch die offene Tür sahen sie halb ängstlich halb neugierig den gestikulierenden Franzosen zu, die sich namentlich des Weingärtners Getränke nach Herzenslust schmecken ließen. Einmal, als sie eben ihre Abendsuppe verzehrten, ging's drinnen schon ganz wüst her. Den ganzen Mittag hatten die Welschen Most, dann Wein, dann Schnaps getrunken und hatten gehörig rote Köpfe bekommen; vollführten dabei einen Heidenlärm, wie ein Haufe Italiener, die beim Spielen sind. Immer wieder hieß es: Bauer, noch mehr Schnaps! Bis endlich der Hausherr erklärte, er habe keinen mehr, natürlich wollten sie das nicht glauben und bedrängten ihn immer mehr, bis er in hellem Aerger die ganze Gesellschaft auf d'Kirbe lud. Er hatte seinem Aerger in unschädlicher Weise Luft machen wollen; aber zum Unglück verstand einer der Welschen so viel deutsch, daß er wütend auffuhr und nach seinem Säbel griff. Als die andern vernahmen, was „der verdammte Aleman“ gesagt, griffen sie nach den Gewehren. Der Hausherr aber war, sobald er den Reifall erkannte, was er laufen konnte, zur Tür hinausgesprungen, und an den heulenden Kindern vorbei die Leiter hinauf auf den Heuboden. Die Franzmänner aber wie eine Meute wütender Hunde hinter ihm her; und nun wurde das Heu mit den Bajonetten durchstoßen, weil sie meinten, der Bauer sei darunter verborgen. Der aber war zum Scheunentlädle hinaus an einer Leiter hinuntergestiegen und dem Neckar zu, dann die Schlittenbahn hinauf in die Weinberge. Und während daheim die Franzosen stopften und fuderten und die Kinder heulten und die Mutter, eine brave, fromme Frau, mit bleichem Gesicht dastand und in ihrem Herzen zu Gott schrie, war der Vater schon in der Freigelshalde in einem

Wengerthäuschen verborgen. Aber er mußte jämmerlich Hunger leiden und als am übernächsten Tag ein Rotenberger Weib in der Nähe vorbeiging, erschrak sie nicht wenig, als auf einmal ein ungekämmtter Kopf aus einem Häuschen heraussah und ihr zuwinkte. Doch wagte sie sich heran und erkannte nun den Michael Scheef von Untertürkheim, der sie flehentlich bat, sie möchte doch sein Weib wissen lassen, wo er sei und sie solle ihm auch etwas zu Essen schicken. Sobald sie es unbemerkt wagen konnte, machte sich das treue Weib auf den Weg mit einem wohlgefüllten Korb; und Michael Scheef ist den Franzosen glücklich entgangen. Sie mußten wieder weiterziehen. Die Mutter aber hat ihr Lebtag zu ihren Kindern, wenn sie etwas anstellen oder über ein Uebel sich beklagen wollten, gesagt: Kender send brav und schätzt's, daß mer koi Kriegsvolk meh hent. Und wenn auf jenes Abenteuer die Rede kam, pflegte die fromme Mutter die Nutzenwendung zu machen: Betet no fleißig, ihr wisset net, ob er enander no emol sehet.

Daß wirklich durch die Franzosen Gemeindeglieder umgebracht worden wären, läßt sich wenigstens aus dem Totenbuch nicht ersehen, nachdem am 18. Juli 1796 die Franzosen unser Moreau in Stuttgart eingerückt waren, kam es zwischen Cannstatt und Eßlingen dem Neckar entlang zu Kämpfen zwischen Franzosen und Oesterreichern, bei denen auch im Ort Kanonenkugeln einschlugen, aber ohne größeren Schaden anzurichten. Dagegen hat Württemberg, nachdem es dem Rheinland beigetreten war, dem Ruhme Napoleons schwere Blutopfer bringen müssen. 1806 verfügte König Friedrich die allgemeine Wehrpflicht, wenn auch mit Ausnahmen; 1809 stellte Württemberg 13 000 Mann zum Kampf gegen Oesterreich; und von den 15 800 Mann, die 1812 mit nach Rußland marschieren mußten, sammelten sich Anfang 1813 noch mehrere hundert Mann Infanterie und 278 Mann Artillerie und Kavallerie in Polen. Gleichwohl mußte das Land seinem Zwingherrn noch einmal 11 617 Mann zum Kampf gegen die deutschen Brüder stellen. Als es aber dann gegen die Franzosen ging, da stellte Württemberg 24 115 Mann ins Feld. Wie viel Untertürkheimer bei diesen fortgesetzten Aushebungen mit mußten, habe ich nicht erfahren können.

Dem, was wir damals von den Franzosen erlitten haben, mag man gegenüberstellen, wie sie nach dem Sieg der Alliierten behandelt worden sind. Wellington verkündigte 1815, daß er den französischen Boden betrete, nicht als Feind, sondern um den Franzosen zu helfen, das Joch abzuschütteln, unser das sie gebeugt seien. Und Zar Alexander sprach den Grundsatz aus, daß Frankreich zum Glück Europas groß und stark sein müsse. Beim ersten Pariser Frieden hat man ihnen sogar die geraubten Kunstschatze noch gelassen; und das verarmte Preußen, aus dem Napoleon in sechs Jahren über eine Milliarde Franken erpreßt hatte, bekam nicht einmal eine Kriegschädigung. Frankreich verlor nicht bloß sein Gebiet, sondern gewann noch ehemals deutsche Landesteile mit beinahe einer Million Menschen. „So kam die nichtswürdigste Konvention (der zweite Pariser Frieden) zustande, die je geschlossen worden ist.“ All das vergossene Blut, all der Verrat wurde mit Geld abgekauft und dann folgte das Gaukelspiel der heiligen Allianz. Wer denkt da nicht an unser verstümmeltes Vaterland und die endlosen Milliarden und an das Gaukelspiel des Völkerbundes!

Jahresbericht

der Kirchengemeinde Untertürkheim im Kirchenjahr 1918/19.

Und wollte alles wanken und alles bräche ein, so sollen Dein' Gedanken in ihn verwurzelt sein.
Wenn auch an Deinen Wänden der letzte Pfeiler fällt: Er hat Dich doch in Händen, der alle Himmel hält.
Und mußst Du alles missen u. ganz zu Trümmern gehn u. könnt'st vor Finsternissen den hellen Tag nicht sehn –
Es muß doch alles enden wie Er sich's vorgestellt: Er hat Dich doch in Händen, der alle Himmel hält.
Und müßte Treue lügen u. Glauben spräng wie Glas, wenn alle Schrecken schlugen u. Unglück wüßte kein Maß –
Wie Windstoß wird sich's wenden, noch eh' Dein Herz zerschellt: Er hat Dich doch in Händen, der alle Himmel hält.
Er wird Dich nicht versäumen, er weiß die rechte Zeit, wie auch die Wasser schäumen in wilder Mächtigkeit.
Wenngleich vor Gischt verschwänden das Geben und die Welt: Er hat Dich doch in Händen, der alle Himmel hält.

G. Schüler.

Er hat Dich doch in Händen, der alle Himmel hält. Das ist unser Trost allezeit gewesen für uns daheim und für die Lieben draußen und das ist auch der Trost beim Gedanken an die Gefangenen, die den ungerechten und grausamen Händen der Feinde so lange nicht enttrinnen sollen. Sie sind heimgekehrt einer um den andern. Und es war nett, wenn allemal wieder an einem Haus eine Fahne erschien, über einer Haustür oder einem Gäßchen eine Girlande sich spannte und ein „Herzlich Willkommen“ verkündigte, daß wieder einer der sehnlich Erwarteten heimgekehrt sei. Und wie mögen sie erst gewartet haben und noch warten! Wir können es uns wohl nicht schwer genug vorstellen, dieses endlose Warten und die immer sich wiederholenden Enttäuschungen; da man voll freudiger Erregung sich zum Abzug rüstet, und auf einmal kommt Gegenbefehl und alles ist wieder nichts. Bei Engländern und Amerikanern ist allem nach in der letzten Zeit die Behandlung eine bessere gewesen. Sie haben die Gefangenen (natürlich auf unsere Kosten!) zum Teil förmlich herausgefüttert Schrecklich ist zu hören, daß in manchen Lagern die deutschen Unteroffiziere die schlimmste Plage gewesen seien Doch nun ist ja alles überstanden. Und die ganze Gemeinde bietet den Heimgekehrten einen herzlichen Willkomm. Gott schenke ihnen neuen Mut und neue Kraft und Freude, die Arbeit des Friedens wieder zu beginnen und mitzuhelfen am Wiederaufbau des in Trümmer liegenden Vaterlandes. Während es den bei Engländern und Amerikanern gefangenen meist noch gelang bis zum Herbst zurückzukehren, müssen die Unglücklichen, die in die Gewalt der von satanischem Haß besessenen Franzosen gefallen sind, immer noch harren. Gott wende es in Gnaden!

Der Herbst ist auch heuer wieder ein rechtes Gnadengeschenk Gottes gewesen. Denn nach" dem kühlen, trockenen Frühjahr und kalten Juli stand es schlecht mit den Trauben. „Ja die Trauba hent Arbet“ hieß es da. Aber ein wunderbar schöner,- sommerlich heißer September hat ihnen die Arbeit erleichtert; nur hielt leider die Trockenheit an, sonst hätten die 52 Sommertage einen Ausstichwein erzeugt. Was früh genug geblüht hatte, zeigte eine wunderbare Süßigkeit. Auch beim Obst verleugnete sich die Kraft der Sonne nicht, und man mußte sich wundern, wie reichlich und vollkommen es trotz der Trockenheit geraten ist. Der Preis ist freilich" trotz der in manchen Gegenden überschwenglichen Fülle auf 20–30 Mark Für den Zentner Mostobst hinaufgetrieben worden. Bei dieser unsinnigen Preistreiberei muß man immer wieder froh sein, daß doch bei den notwendigen Lebensmitteln durch unser Kartensystem der Preissteigerung eine Grenze gesetzt ist. Was es wert ist, sein eigen Stückchen Land zu haben und wenigstens einen Teil der Nahrungsmittel selbst zu bauen, das haben uns die letzten Jahre gelehrt. Und es ist eine der wenigen guten Früchte des allgemeinen Zusammenbruchs, daß der Wasen zu einem, leider viel zu kleinen Teil, seiner ursprünglichen Bestimmung wieder zurückgegeben und in kleinen Stücken an kinderreiche Familien oder solche, die durch die Neckarverlegung viel verloren haben, verpachtet worden ist. Da war der frühe Feierabend, bei Daimler um ½5 Uhr, sehr willkommen; und mancher mag von der oft so ermüdend mechanischen Arbeit in der Fabrik noch mit Lust auf sein Stücklein geeilt sein zu einer Arbeit in der freien Natur, bei der er die Frucht seiner Arbeit heranwachsen und reifen sah. Ob es noch so weit kommt im deutschen Vaterland, daß jeder sein eigen Stücklein Land und womöglich auch sein eigen Haus hat? Ich wüßte nicht, was mehr zur Gesundheit unseres ganzen Volkslebens beitragen könnte. Ist es doch selbst für das religiöse und kirchliche Leben von nicht zu unterschätzender Bedeutung, daß der Mensch eine Heimat hat und im Heimatboden Wurzel schlägt. So ist es denn auch erfreulich, daß in der Gartenstadt droben trotz allem die regeste Bautätigkeit herrscht.

Was das kirchliche Geben betrifft, so machte man sich, als die Revolution die Trennung von Kirche und Staat brachte, auf das äußerste gefaßt. Doch haben die Wahlen zur Landes- und Nationalversammlung, wesentlich auch dank der Mitwirkung der Frauen, gezeigt, daß unser Volk seine Kirche behalten will. Und so ist denn auch ihre rechtliche und finanzielle Sicherstellung, sowie die Beibehaltung des Religionsunterrichts sogar in die Verfassung aufgenommen worden. Am 1. Juni fanden dann die Wahlen zur Landeskirchenversammlung statt. Obgleich ihre Aufgabe ist, der Kirche eine neue Verfassung zu geben, wurde doch die Bekenntnisfrage zur entscheidenden gemacht. Außer dem Vorstand des Jünglingsvereins Moriz Gaßmann, der dann auch gewählt worden ist, wurde der Chronikschreiber „als Mann der Praxis“ von seinen Kollegen für die Kandidatenliste vorgeschlagen. Er hat dann auch in betreff des Bekenntnisses den Standpunkt des praktischen Christentums vertreten, nach dem das Bekenntnis eine Sache des Herzens und der inneren Ueberzeugung sein muß und nicht des Gesetzes. Unser Herr hat seine Kirche auf den Glauben gebaut, den Gott den Jüngern im Herzen geoffenbart hat und den sie aus dem Innersten ihres Herzens heraus frei bekannten. Es ist merkwürdig, daß gerade die „Gläubigen“ den Glauben nicht aufbringen, daß der Geist Gottes und die Liebe Jesu Christi stark genug feien, das Fundament der Kirche zu bilden ohne ein Glaubensgesetz. Denn da der Glaube sich schlechterdings nicht befehlen läßt, so führt das bei vielen zu einem Bekennen mit dem Munde, das nicht aus der Wahrheit ist, während andere, und nicht die Schlechtesten, in einem Glaubensgesetz einen unchristlichen Gewissenszwang sehen. Das Ergebnis der Wahl im ganzen Land und in unserem Bezirk war, daß die Mehrzahl glaubte, unsere Kirche könne ein Glaubensgesetz nicht entbehren. Der Verfasser hat auch in seiner Gemeinde nur ¼ der Stimmen auf sich zu vereinigen vermocht. Etwa ein Drittel der Wahlberechtigten hat abgestimmt. Es wäre sehr zu wünschen, daß bei kirchlichen Wahlen alle, die überhaupt noch in die Kirche gehen, und das ist doch immerhin mehr als ein Drittel, sich auch an der Wahl beteiligen.

Wahlkämpfe sind nichts Schönes und doch müssen auch sie „zum Besten dienen“. Und wie sie dem Pfarrer Gelegenheit gegeben haben, auch zu solchen zu reden, die nie unter der Kanzel sitzen, so haben sie viele veranlaßt, sich auch einmal wieder mit den Kirchen- und Glaubensfragen zu beschäftigen. Als im Januar ein junger Mann die Vorträge, die er im Gefangenenlager gehalten hatte, im Kronensaal für junge Männer hielt, stellten sich diese freilich nicht dabei ein, wohl aber kamen andere Leute und die Gebrüder Munder von Cannstatt knüpften nun daran eine 14 tägige Evangelisation an im Konfirmandensaal, die nach 8 Tagen in die Kirche verlegt wurde. Und hier beteiligte sich nun der Pfarrer auch daran. Es wurde ihm damit ein aller Wunsch erfüllt, unseren Christenglauben in seinen Hauptstücken im Zusammenhang der Gemeinde vorzuführen: Wozu ist der Mensch auf der Welt? Gibt es einen Gott? Des Menschen Würde, des Menschen Schande, des Menschen Erlösung, des Menschen Seligkeit. Das waren die Themata, die die Woche über behandelt wurden; und der Sonntag war dann dem Lob und Dank für Gottes Gnade geweiht. Solche zusammenhängende, mehr belehrende Darstellungen des Christenglaubens sollten immer wieder die Predigt ergänzen, die weniger Belehrung als Erbauung, d. h. Erhebung des Gemüts und Befestigung in der Gemeinschaft mit Gott durch Christum bezweckt. Als sichtbare Frucht hat diese Evangelisation ein gewaltiges Aufblühen der Munder'schen Gemeinschaft zur Folge gehabt. Vom Kirchengemeinderat ist ihr der Konfirmandensaal für ihre regelmäßigen Zusammenkünfte zur Verfügung gestellt worden.

Aus der Not der Zeit geboren ist der Evang. Volksbund. Die Erfahrungen des letzten Winters können jedermann von der Notwendigkeit einer Organisation überzeugen. Ohne den Evang. Preisverband und die vor allem durch ihn in Gang gebrachte Bewegung wäre es wohl kaum gelungen, die politischen Parteien in der Weise, wie es geschehen, für die Forderungen der Kirche zu gewinnen. Und wenn nun der Religionsunterricht gesichert ist, so taucht dafür die Frage der Simultan- oder Konfessionsschule auf, Brennend sind die sittlichen Fragen. Denken wir an den Kino-Greuel, an die rasende Tanzwut und Vergnügungssucht, an die fürchterlich überhand nehmende Unzucht und Sittenlosigkeit. Bereits wird öffentlich empfohlen, daß der Mord der ungeborenen Kinder straffrei bleiben soll. Hätten wir im Krieg schon den Evang. Volksbund gehabt, so hätte „die Kirche“ ein Organ besessen, durch das sie für einen Verständigungsfrieden oder wieder gegen die Verwendung der Gerste anders als zur Ernährung der Hungernden hätte eintreten können. Früher mögen die Stillen im Lande, die sich ängstlich vor der Welt zurückzogen, nur darauf

bedacht, ihrer eigenen Seligkeit gewiß zu werden, für die besten Christen gegolten haben; heute gilt es, seine ganze Person einzusetzen für das Heil des ganzen Volkes gleich dem großen Apostel, der für die Rettung seines Volkes die eigene Seligkeit gegeben hätte. Zu solchem Eintreten für das Ganze gehört aber Organisation, Zusammenschluß aller derer, die guten Willen sind und zwar nicht bloß eine über das ganze Land sich erstreckende Landesorganisation, sondern vor allem eine Organisation der Gemeinde. Alle, denen das Wohl der Gemeinde am Herzen liegt, alle, die für christlichen Glauben und christliche Sitte und kirchliches Leben noch irgend Sinn und Interesse haben, müssen sich zusammenschließen, um sich gegenseitig zu helfen und anzuregen und alle die gleichgültigen Glieder der Gemeinde herein-zuziehen und den Segen der Gemeinschaft ihnen fühlbar zu machen. Zweimal im Jahr werden hier die Evangelischen daran erinnert, daß sie Glieder der Kirchengemeinde sind, das einmal durch den Kirchensteuerzettel, der aber zu den Aermsten nicht kommt, und das anderemal durch die Untertürkheimer Chronik, die zu allen kommt. Der Evang. Volksbund aber will alle, die noch irgend Interesse haben, mobilisieren, daß sie ihre Bekannten und Verwandten, Nachbarn und Hausleute daran erinnern, daß es eine evang. Gemeinde gibt, die reiche Schätze des Geistes und Gebens zu verwalten hat. Die neu Hereinziehenden sollen mit der Gottesdienstordnung und den Verhältnissen und Einrichtungen der Gemeinde bekannt gemacht werden. So soll der Evang. Volksbund sich darum bemühen, daß geistiges und geistliches Geben und Gemeinschaftsbewußtsein in der Menge der hiesigen Evangelischen, die man eine Gemeinde heißt, geweckt werde.

Dem Evang. Volksbund ist die Anregung zu dem Bibelbesprechungsabend zu danken, der den Sommer über gehalten wurde. Und wenn es auch wenige waren, die daran teilnahmen, so hat ihr regelmäßiges Erscheinen doch gezeigt, daß die Gelegenheit, nicht bloß zu hören, sondern auch sich auszusprechen über die heilige Schrift und allerlei Glaubensfragen, einem Bedürfnis entspricht. Man sollte denken, es müßte jedem, der die Schrift lieb hat, ein Bedürfnis und eine Freude sein, auch einmal nicht über die Schrift sprechen zu hören, sondern sie selbst und ihre Art und ihr Wort reden zu lassen und verstehen zu lernen. Solche Besprechungen sollten aber in Diskussionsabenden namentlich für Männer noch ausgedehnt werden auf alle möglichen, die Zeit bewegendes sittliche und religiöse und kirchliche Fragen. Es sollte möglich sein, auch die Politik unter das Licht des Evangeliums zu stellen, indem Gleich- und Andersdenkende in brüderlicher Weise sich aussprechen und so einander besser verstehen und ertragen lernen. Soll unsere Kirche wirklich eine Volkskirche werden, so müssen wir es dahin bringen, daß die verschiedenen Richtungen und Parteien sich einigen in der gemeinsamen Freude an der heiligen Schrift und in der gemeinsamen Sorge für das religiöse und sittliche Wohl der ganzen Gemeinde. Dazu will der Evang. Volksbund helfen, und wem das am Herzen liegt, der trete ihm bei. Das, wonach alle Freunde der Kirche sich sehnen, sind lebendige Gemeinden. Ein lebensvoller Organismus kann aber eine Gemeinde wie die unsrige nur werden, wenn sich recht viele Gemeinschaften und Kreise bilden, die untereinander brüderlich zusammenhalten, aber sich dabei bewußt sind, daß sie Glieder des Ganzen, der Gemeinde, sind und ihren Gott gesetzten Zweck nur erreichen, indem sie nicht für sich, sondern für das Ganze leben, dem Gelb der Gemeinde als Glieder dienen.

Die Zahl der Verstorbenen ist mit 95 für eine Gemeinde von der Größe der unsrigen nicht eben hoch, wohl aber birgt diese Zahl ein ungeheures Maß von Leiden und bitterem Weh. Karoline Eberle geb. Hammer, mit 90 die zweitälteste Frau, ist lange friedlich in ihrem Bett gelegen, bis Gott sie zur ewigen Ruhe eingehen ließ. Von Cannstatt wurde der älteste Mann der Gemeinde, Gottlob Fried. Huppenbauer, 92jährig, auf den heimatlichen Friedhof gebracht, nachdem er in wunderbarer Rüstigkeit Sohn und Enkel überlebt hatte. Im 85. hat Christiane Bizer geb. Wohlfahrt ihr Häuslein verlassen, das eine rechte Stätte des Leidens für sie geworden war. Mit 83 ist Katharine Haug geb. Berner aus dem großen Kreis von Kindern und Enkeln geschieden, lebens- und leidensmüde. 81 war Barbara Hammer geb. Maier, als sie, die einsam gewordene, nun ihr Haus als Leiche verließ; und Pauline Scheel geb. Knödler, die noch nicht lange aus dem Haus der Pflegetochter in das eigene zurückgekehrt war. Mit 78 ist Christiane Warth geb. Warth, eine Mutter in Israel, selig entschlafen, und Christof Zwicker, der unermüdet Arbeitsame, zur Ruhe eingegangen. Mit 77 ist der alle Gardereiter Wilhelm Fried. Ehmman, ehe er sich der neuen Wohnung recht freuen konnte, in die himmlische Wohnung eingegangen. Im 77. stand Wilhelmine Reinhardt geb. Schaufler, die so lange an ihr Witwenstübchen gebannt gewesen war und Friederike Hettich geb. Zimmer, die nur Wochen, nicht Jahre wie

ihr Mann, auf die Erlösungsstunde hat warten müssen, und Johannes Hees, dessen friedlicher Feierabend ein rasches Ende gefunden hat. Mit 75 hat Christian Beck im Bürgerhospital das Ende seiner beschwerlichen Erdenwallfahrt erreicht, und mit 74 ist Ottilie Schmauk geb. Scharpf dem geliebten Pflegesohn im Tode nachgefolgt. Im 73. stand das fromme Mütterlein Babette Helmsdörfer geb. Stoll, als ihr Herr sie rief. Mit 69 hat der Schneidermeister Friedrich Münzenmayer in der alten Heimat seine letzte Ruhestätte gefunden. Mit 68 endigte Karoline Vollmer geb. Schmid ein Leben, das viel Schweres in sich barg und hat Willi. Gustav Roch vor dem kranken älteren Bruder seinen Krankenstuhl verlassen. Mit 66 endigte Friederike Rauschnabel geb. Neuffer ein schweres Lebenswerk und wurde Marie Reim geb. Keefer von viel treuer Arbeit und Fürsorge weggerufen und Immanuel Gottlob Gaßmann von jahrelangem Leiden erlöst. Mit 65 kehrte Amalie Dobelmann geb. Biederer tot in die ihre so lieb gewordene alte Heimat zurück. Im 64. starb nach schwerem Leiden Christof Hettich und im 61. im Katharinenhospital Gottlieb Huppenbauer und Karl Donfried nach langem Leiden, nachdem er so viele zu Grabe getragen hatte, und Marie Fried. Bestich geb. Bestich, lange leidend ist sie nach kurzer Krankheit im Glauben an ihren Herrn entschlafen. Von unheilbarem Leiden wurde mit 60 rasch erlöst Anna Maria Berndt geb. Berner und mit 59 endigte Margarete Huß geb. Lehrer ihr Leben arm an Freude. Im 54. durfte Regine Freimüller geb. Thier dem geliebten Mann und dem frommen Schwiegervater im Tode nachfolgen, beschloß Katharine Daßdorf geb. Bühler ihr Leben des Kampfes und Leidens und folgte Karl Hagdorn nach schwerem Leiden der Gefährtin und dem Vater nach. Mit 51 hat Sofie Taxis geb. Hennike ihre Pflichten als Haushälterin aufgeben müssen und ist die Kraftgestalt Wilhelm Eisenlohrs eine Beute des Todes geworden, der den Töchtern nun auch den Vater raubte. Im 47. brachte der Tod Rosine Wilhelmine Mayer geb. Mayer Erlösung von den Nöten des Leibes und der Seele, an denen sie so schwer gelitten. Mit 45 ist Marie Edelman geb. Kohn von dem Leiden, das sie lange in getrostem Glauben getragen hatte, erlöst worden. Ein Opfer seines Berufes wurde im 50. Otto Karl Rösler; mit 51 wurde aus einer großen Familie herausgerissen Karoline Oßmann geb. Rübmann; mit 49 ist Anna Epple geb. Schoch ihren Kindern im Tode nachgefolgt und hat Pauline Hieber geb. Müller ein Leben reich an Arbeit und Leiden geendet. Mit 47 starb Alois Lang, nachdem er den erstgeborenen und den nachgeborenen Sohn verloren hatte, und Karoline Scheef geb. Vollmer, der der Tod ein Erlöser war. Mit 46 ließ Marie Ellinger geb. Herb Mann und Kinderschar allein. Und mit 42 wurde Julius Böhringer rasch von schwerem Leiden erlöst, während Emil Schwarz den Kelch bis zur Neige trinken mußte wie Adolf Schieß, im Glauben getrost, und Emil Wagner, ein nachträgliches Opfer des Krieges. Mit 40 starb von seiner Familie und dem aufblühenden Geschäft weg Wilhelm Berner gefaßten Mutes. Im 39. wurde Emma Schwarz geb. Greiner von unheilbarer Krankheit erlöst, und mit 38 hat Karl Köhlers krankes Gerz aufgehört zu schlagen. 36 war Paul Zorn, der, scheinbar gerettet, seines Kindes Geburt doch nicht erleben sollte; und mit 35 hat Emilie Hettich geb. Hildenbrand den aus dem Krieg heimgekehrten Gatten doch noch verlassen müssen, und Berta Gaßmann geb. König hat nur ein Jahr lang der Wiedervereinigung sich freuen dürfen. Ein tapferer Krieger auch im Kampf mit seiner Krankheit war Karl Warth. Er hat seinen Weinberg noch gelesen, aber des Weins nicht mehr genießen dürfen. Geläutert im Feuer der Trübsal hat die Diakonissin Marie Zaiß auf dem heimatlichen Friedhof ihre letzte Ruhe gefunden. Nach langem, schwerem Leiden ist Gertrud Bubeck entschlafen und Frida Mögle von den Freunden aus der Gartenstadt heruntergetragen worden. Willy Rempel ist von Hedelfingen her zu der Schwester in ein frühes Grab gelegt worden, und Jakob Epple ist erst nach furchtbar schweren Leiden das Opfer seines Unglücksfalls geworden. Eine Herzlähmung hat dem jungen, an Leiden reichen Leben von Luise Würth ein Ende gemacht, und ihr ist im fernen Basel ihre Schwester Mina im Tode nachgefolgt. Noch nicht 16 war Heinrich Frey, als der heimgekehrte Vater seinen Einzigen nach langem Leiden zum Grab begleiten mußte, und Friedrich Maier, dem die Schwester die mütterliche Pflege hatte ersetzen müssen. Plötzlich dahingerafft wurde Hermann Herdegen auf einer Berufsreise; und bei der Ausübung seines Berufes verunglückte Hugo Sämänn, die letzte Stütze der Mutter, der starke Halt der jungen Frau; ebenso Friedrich Eckstein, der treubesorgte Vater. Am Ziel angelangt schien Eugen Schürmann, seiner Eltern Freude und Stolz, als er plötzlich weggerafft wurde. Sofie Tübinger geb. Wünsch aber wurde durch den Geist des Trübsinns in den Tod getrieben und der 77jährige Friedrich Gander tot aus dem Neckar gezogen. Im 10. Jahr ist Georg Laub, im 9. Franz Rost zum Schmerz der Eltern weggerafft worden, im 3. ist Walther Hammer trotz der Groß-

mutter treuer Pflege gestorben. Und wie bitter weh gerade der Tod des Jüngsten tut, haben die Eltern von Ingeborg Stängel und Helmut Mayer erfahren; noch weher freilich tut der Tod des einzigen wie bei Ida Fischer, der spät gekommenen und umso mehr geliebten. Und noch so manches Kindes Sterben hat eine blutende Wunde besonders in der Mutter Herz zurückgelassen. Doch der Herr kann nichts versehen und läßt Er es doch geschehen, hat man nichts dabei zu tun als zu schweigen und zu ruhn.

Den 95 Gestorbenen (28 Kinder, darunter 7 totgeborene) stehen gegenüber 112 Getaufte, zu denen noch 18 kommen, die auswärts getauft wurden. Unerhört groß ist die Zahl der Trauungen mit 75, darunter einzelne nachgeholte, während mehr als ein dutzend Paare das Haus des Herrn nicht aufsuchten. In den 3 Jahren 1915–17 waren es zusammen 67; 1918 33 Trauungen. 169 Konfirmanden, 83 Knaben und 86 Mädchen, sind unser gemeinsamem Gebet eingesegnet worden. Daß der Kampf mit der Ungezogenheit der Jugend nicht leichter, sondern wenn's möglich ist, immer noch schwerer wird, obgleich die Väter jetzt da sind, ist in dieser Zeit allgemeiner Zuchtlosigkeit nicht zu verwundern. Aber es graut einem bei dem Gedanken, welche Zuchtmittel Gott noch anwenden muß, um unser deutsches Volk zur Besinnung, zur Einkehr und Umkehr zu bringen. Außerlich zeigt sich die Ungezogenheit schon daran, daß es vielen Buben nicht mehr der Mühe wert ist zu grüßen, geschweige die Kappe zu lupfen. Seit Ende Januar hat der Pfarrer in Stadtvikar Warth, dem Sohn des Missionars, eines gebürtigen Untertürkheimers, wieder einen treuen Gehilfen gefunden. Er hat sich nicht schwer hier eingelebt und mit großem Fleiß und Gewissenhaftigkeit nach langem Kriegsdienst und schweren Verwundungen den Dienst im Kampf um die Sache Jesu übernommen. Auf 1. Oktober 1918 hat Mesner Lämmle nach 18jährigem, mit großer Treue und musterhafter Pünktlichkeit versehenen Dienst sein Amt, das er zuletzt mit seiner Frau versah, niedergelegt. An seine Stelle ist Ernst Kreder getreten, der im Lauf seines ersten Dienstjahres bewiesen hat, daß er sein neues Amt auf Herz und Gewissen genommen hat.

Die Zahl der Austritte aus der Landeskirche mehrt sich, sogar 16jährige Buben haben schon ihren Austritt erklärt. Dagegen scheint die neuapostolische Welle bedeutend abzuebben. Zum Wiederersatz unserer Glocken wurden durch eine Haussammlung über 8000 Mk. aufgebracht. Dagegen ist der Bau des Pfarr- und Gemeindehauses durch die unerhörten Preise auf Jahre hinausgeschoben. Umso nötiger wäre ein regelmäßiges Sammeln von Beiträgen. Wie nötig dieser Bau ist, mag daraus ersehen werden, daß schon im Frühjahr eine 2. Pfarrstelle errichtet worden wäre, wenn eine Wohnung für den 2. Pfarrer vorhanden wäre. Es sind trübe Zeiten und viel Flehen ist scheinbar umsonst zu Gott aufgestiegen, viele Bitten nicht gewährt worden. Gott schenke uns den guten Mut des Apostels, daß wir uns sagen lassen: Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.

Nachwort statt Vorrede.

Wie habe ich mich auf die Friedenschronik gefreut! Sie sollte nicht mehr so dünnleibig werden wie ihre Vorgängerinnen und besonders reich mit Bildern geschmückt. Und nun haben wir einen Frieden, der alles eher ist als ein Friede und so das richtige Zeugnis für die absolute Verlogenheit der Entente. Es ist wie wenn einer einen geliebten Freund umarmen will und auf einmal grinst ihm statt des lieben Gesichts eine greuliche Teufelsfratze entgegen. So ist es mir einfach nicht möglich gewesen, die Chronik des letzten Jahres fortzusetzen, und dazu erscheint die heurige Chronik, das erstmal seit 1909, ohne ein neues Bild. Die Liste der Gefallenen kann auch nicht beendet werden, ehe Gewißheit darüber geschaffen ist, wer von den Vermißten in dieselbe ausgenommen werden muß.

Trotz der hohen Papier- und Druckkosten wird auch heuer die Chronik unentgeltlich ausgeteilt. Das Silvesteropfer ist fernd so reichlich ausgefallen, daß es mit den sonst eingehenden Beiträgen die Kosten mehr als gedeckt hat. Mit Bezug auf Briefe, die ich fernd und wieder in der letzten Zeit von verschiedenen Seiten bekommen habe, möchte ich bemerken, daß ich für jeden Brief, der aus guter Meinung geschrieben ist, dankbar bin, auch wenn er nichts erfreuliches enthält; aber die fehlende Unterschrift tut seiner Wirkung ganz wesentlich Eintrag, wenn sie sie nicht geradezu aufhebt, denn eine persönliche Beziehung zu dem Briefschreiber und Verständigung mit ihm wird dadurch unmöglich gemacht.